Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 16

Artikel: Bern bei Nacht [Schluss]

Autor: O.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637482

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

englische Erzieherin ihrer Tochter. So brauchten sie also die paar Spottverse, die in Genf kolportiert wurden, nicht sonderlich zu kümmern, aber sie zitterte dennoch Tag und

Schloß Coppet. — Zimmer der Madame Récamier.

Nacht, daß sie in die Welt hinausflattern könnten. Oh, nicht um der verletzten Moral willen zitterte sie, nicht aus Angst, daß man sie scheel beurteilen würde — nein, Germaine v. Staël mußte nach schwerwiegenderen Dingen fragen als nach landläufigen Begriffen! Sie durfte nicht lächerlich werden — jede andere durfte es, sie nicht! Sie war „das Gewissen Europas", jenes Europas, das jetzt in Rußland dem Schrei des endlich aufgerüttelten Gewissens Gehör verschaffen wollte — sie durfte nicht lächerlich sein! Denn überall tötet die Lächerlichkeit, und wenn Napoleon erst diese Waffe gegen sie führen konnte, dann war es um ihre Sendung geschehen. Es war ja überhaupt der Fluch dieser Pagenliebe, daß sie, so rührend sie auch war, die Frau, der sie galt, lächerlich machte. Frau v. Staël hat dies immer gefühlt, und darum mußte der

Frau von Staël. — Nach einem Kupferstich von Roßmäsler d. J.

junge Rocca stets der Mann im Schatten bleiben, wenn er sie gleich nie mehr verließ und sie nebst ihrem Sohn auch auf ihrer abenteuerlichen Flucht nach Rußland begleitete, wo sie gleich einer Egeria der Vergeltung aufgenommen wurde, und auch dem Herrn v. Stein aus ihrem Buch „Ueber Deutschland" vorlesen durfte.

Doch wie immer es war und wo immer sie weilten — stets kniete seine Pagenliebe vor ihr und stets umfing ihn die ihre mit mütterlich-zärtlichen Armen. Immerfort umsorgte, pflegte sie ihn, und noch auf ihrem Sterbebett wird ihre größte Sorge sein, daß er, der Hinsiechende, seine Medizin pünktlich bekommt und einnimmt. Und so sehr sie auch den Tod fürchtet, so fürchtet sie etwas anderes noch weit mehr: daß sie eines Morgens erwachen könnte und hören müßte, Rocca sei nicht mehr.

Seinen inständigen Bitten folgend, hatte sie sich ein Jahr vor ihrem Tode (sie starb 1817) heimlich trauen lassen, aber auch dann seinen Namen nicht getragen. Erst im Tode kam der Mann im Schatten zu seinem Recht, weil es ja vor dem Tode keine Lächerlichkeit mehr gibt. In ihrem Testament nennt sich Frau v. Staël zum ersten- und letztenmal „de Rocca", bekennt sich zu ihrem Mann und zu ihrem Kinde, setzt jenem ein großes Legat aus und dieses als vollberechtigten Erben neben ihre anderen Kinder ein. Und umbreitet vom gigantischen Schatten des Todes erscheint der junge Mann zum erstenmal als Gatte: die letzte Nachtwache neben der Leiche hält er. Dann nimmt er seinen Krückstock, holt sein Bübchen und geht mit ihm nach dem Süden, um die kranke Brust auszuheilen. Doch wie ein Page, der die Herrin nicht überleben kann, starb er schon ein Jahr nach seiner Frau.

Und weil es in den Sternen stand, daß nichts von ihm bleiben sollte, ging auch der Sohn jung und kinderlos dahin, und so sind die Blüten, die ein Page auf die Schwelle eines Matronenalters streute, verdorrt und verweht....

(„Universum".)

Bern bei Nacht.

Eine Hausschlüsselgeschichte von O. B.

(Schluß.)

Mittlerweile war es 3 Uhr geworden. Noch eine Stunde bis zur Eröffnung des Buffets, jenes Buffets mit dem wärmenden Etwas. Geöffnet für alle, die eine Börse mit Inhalt ihr eigen nennen. Mir aber war nur ein großartiges Pech zu eigen. Mit meinem Schirm in der rechten Hand, das Paket Bücher unter dem linken Arm zog ich nun, in traumhafte Gedanken versunken, über den Bubenbergplatz hin. Ich hatte mich in mein Schicksal gefunden. Ein gewisser Fatalismus kam über mich: Allah ist's, der alles macht, ich selbst kann nichts dazu tun. Wie es kommt, muß man's nehmen, denn Allah hat es so gewollt. Und doch hatte ich noch eine leise Hoffnung im Herzen mit dem bewußten Sekuritasmann zusammenzukommen. Da und dort brannte noch Licht in Dachzimmern, hinter Erkerfenstern. Wer mochte es sein, der zu so später Stunde noch wachend die Nacht zubrachte? Ein Kranker vielleicht, schlaflos in seinen Schmerzen sich windend, ein Dichter, der, die nächtliche Stille benutzend, den Pegasus ritt, ein Gelehrter, der philosophische Gedanken wälzte, oder ein junges Mädchen, das heimlich, mit klopfendem Herzen, im Bette sitzend, den ersten Liebesroman verschlang?

Vor dem Café Bubenberg machte ich halt. Weiter westwärts zu wandern hatte keinen Zweck. Also wieder zurück, dem Bahnhof zu. Vielleicht, daß mir dort Erlösung werden konnte. Und siehe da, vor der Bahnhofhalle, in eifrigem Gespräch mit dem Bahnhofportier, fand ich ihn endlich, den langgesuchten, heißersehnten Mann, den Sekuritaswächter. Neue Hoffnung durchflutete mein Herz. Vor meinen Augen gaukelte — liebliches Bild — ein Hausschlüssel, mein Haus, die geöffnete Türe, die weiche Schlummerstätte. Sieg, Sieg! Ich stürzte auf ihn zu, den Retter in der Not und brachte mein Anliegen vor. „Sind Sie Abonnent der Sekuritas?" lautete die Frage. „Nein,

Herr Sekuritaswächter." „Dann kann ich nicht helfen, nur Abonnenten darf das Haus geöffnet werden!" im weitern erklärte er mir, daß auch sein Kollege, der Meyer, der in der untern Stadt Kontrolle ausübe, nicht zu öffnen befugt wäre. Nur der Berger, der Oberkontrolleur, könnte allenfalls helfen, aber der sei eben nach Hause gegangen. Ja, so sei es, da sei nichts zu machen. Jetzt müsse er gehen, höchste Zeit. Und fort war er. O Jammer, o Elend! Da stand ich nun, wie ein armer Sünder und alle meine Hochachtung und Sympathie für Sekuritas war in die Brüche gegangen. O Sekuritas, warum hast du mir das angetan?

In dieser schweren Stunde nahte sich mir ein Engel in Gestalt des Bahnhofportiers, der meiner Unterredung zugehört. Wohl konnte auch er mir nicht zum Schlüssel des Paradieses verhelfen, der gute Alte. Aber er gab mir doch die Erlaubnis, auch ohne Billet den Rest der Nacht im Wartsaal II. Klasse des Bahnhofes zuzubringen, ein Entgegenkommen, von dem ich mit Freuden Gebrauch machte. Denn draußen heulte der Sturm noch unverändert fort, die Last meiner sechs Bücher machte sich unangenehm bemerkbar. Im Wartsaal herrschte eine heimelige, traute Wärme. 19 Grad Celsius, das war nicht zu verachten. Auf einem der Bänke machte ich mir ein Lager zurecht. Ein liebliches Schnarchkonzert belehrte mich, daß ich nicht alleine sei. Soweit ich im Halbdunkel sehen konnte, waren noch drei Männer anwesend, lang ausgestreckt auf den im Hintergrunde befindlichen Bänken liegend. Reisende, allem Anschein nach. Ob fix oder nur mit Provision engagiert, vermochte ich allerdings nicht festzustellen. Sie schliefen den Schlaf des Gerechten. Ich aber, des harten Lagers ungewohnt, wand mich hin und her. Zeitweise erhob ich mich und besah mir das an der gegenüberliegenden Wand befindliche Kolossalgemälde, die Gotthardstraße mit Wassen zur Winterszeit, darstellend. Es bot mir willkommene Ablenkung. Allerhand Erinnerungen an ausgeführte Gletschertouren wachten wieder auf. Meine alte Liebe zu den Bergen fand hier neue Nahrung. Und als von draußen her gar noch das Schnauben einer manövrierenden Lokomotive ans Ohr mir drang, Signale ertönten, da war's um mich geschehen. Heiße Sehnsucht nach der Ferne ergriff mich mit Allgewalt. Fort von hier, fort, unbekannten Fernen entgegen! —

Glockenschläge vom Turm der Heiliggeistkirche weckten mich aus meiner Träumerei auf. 4 Uhr morgens! In der Bahnhofhalle begann es lebendig zu werden. Türen wurden aufgerissen, zugeschlagen. Ich erhob mich und trat in die Halle hinaus. Eine wilde Horde bernischer Musensöhne war's, die lärmend, johlend in das nun geöffnete Buffet stürmten. ... Keinen Tropfen im Becher mehr und der Beutel schlaff und leer, Lindenwirtin, du junge ... Das war auch mein Fall. Mißmutig begab ich mich wieder zu meiner Lagerstätte zurück. Meine Schlafgefährten waren nicht mehr da. Vermutlich hatten sie sich zu einem kühlen Trunk ins Buffet begeben. Von Schlaf war indessen keine Rede mehr. Doch wozu hatte ich meine Bücher denn die ganze Nacht mit mir herumgeschleppt! Diese Beschützer vor Langeweile. Heraus damit! „Le silence" von Ed. Rod, das könnte nicht übel passen! Oder sollte ich mir Romain Rollands „Vie de Beethoven" zu Gemüte führen? Den „Fall Clemençeau" von Dumas wollte ich mir jedenfalls auf andere Zeiten versparen. Hatte ich doch an meinem Falle gerade genug. Eine gute halbe Stunde las ich in „Le silence" während aus dem Buffet dumpf der Gesang der Studenten herüberdrang. Dann übermannte mich wieder der Schlaf. Als ich erwachte und nach der Uhr sah, war es 6 Uhr. Eben wollte ich zu Shaws „Heiliger Johanna" greifen, als die Türe sich öffnete und ein Bahnbeamter vor mir stand, der in höchst unheiligem Tone die Vorweisung meines Billets forderte. Billet? Ich besitze keines. Keinen Hausschlüssel, kein Portemonnaie. Ich besitze nichts als diese Bücher, mein Leben, das muß ich Freund Hain einst geben! ... Doch fand ich damit wenig Verständnis. Und wäre es nach dem Grundsatze Bubenbergs gegangen: So lange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach, wir ständen beide, der Beamte und ich, noch heute auf derselben Stelle. Der Gescheitere gibt nach, sagte ich mir, der Zweck meines Daseins war ja erreicht, die Zeit der Heimkehr gekommen. Ich packte ein und ging. Mich in eine Diskussion über Bahnhofwartsäle II. Klasse im Allgemeinen und einen vergessenen Hausschlüssel im Besondern einzulassen, wäre unnötige Kraftvergeudung gewesen. Zudem verfügt dieser Wartsaal II. Klasse über keine Reize und Schönheiten, die den Wunsch, länger zu bleiben als notwendig war, rechtfertigen konnten. In diesem Nachtasyl kann ich nur die 19 Grad Celsius, allenfalls noch das Kolossalgemälde, lobend erwähnen. In den Schönheiten Berns, die die Fremden rühmen, ist der Wartsaal II. Klasse des Hauptbahnhofes auf keinen Fall inbegriffen. Es ist höchste Zeit, daß auch hier bald einmal neues Leben aus den Ruinen blüht.

Die Bücher unter dem Arm machte ich mich also auf den Heimweg. Es regnete in ziemlich ausgiebiger Weise und der noch immer fauchende Wind — du lieber Westwind, blas noch mehr — sorgte bereitwillig dafür, daß außer dem Regenschirm auch noch andere Dinge des kühlenden Nasses teilhaftig wurden. Doch was kümmerte mich das, es ging ja nach Hause, dem wärmenden Etwas entgegen.

Um 6½ Uhr stand ich dann vor meiner geöffneten Haustüre. Eine mitleidige Seele hatte aufgeschlossen oder war hier telepathische Gedankenübertragung im Spiele? Auf den Zehen schlich ich mich die Treppe hinauf, ängstlich bemüht, ein Zusammentreffen mit Hausbewohnern zu vermeiden. Wer hätte mir auch die Geschichte vom vergessenen Hausschlüssel geglaubt, jetzt, zur Zeit der Maskenbälle? Glücklich erreichte ich meine Wohnung. Schallendes Gelächter empfing mich. So etwas kann nur dir passieren, meinte meine Frau. Wie kann man nur den Hausschlüssel vergessen! Mein Töchterlein kam nicht aus dem Lachen heraus. Wie kann man nur ..... Selbstverständlich blieb ich die Antwort nicht schuldig... Wie kann man nur schlafen bei solchem Geklingel, einem derartigen Bombardement, das Tote hätte aufwecken müssen! ....

Meine nächtliche Irrfahrt bildet heute noch Gegenstand der Belustigung und es scheint mir, als ob verschiedene der Hausbewohner ein vielsagendes, heimliches Lächeln auf den Lippen trügen. Sollte geplaudert worden sein? Doch, was kümmert's mich! Ich habe doch einmal Gelegenheit gehabt, die Schönheiten und Reize Berns bei Nacht kennen zu lernen. Sollte ich aber noch einmal in eine solche Situation gelangen, dann wird es mir auf ein paar Fensterscheiben, ein kaputes Türschloß nicht ankommen, Nachtruhe hin oder her! Natürlich wird's dann wieder heißen: Wie kann man nur...

Trost.

Skizze von Jenny Ritzhaupt.

Unter einem Ahornbaum hatte er es ihr gesagt, just als die Welt in Blüten stand und ein wonnevolles Ahnen werdenden frohen Lebens durch das All ging.

Sie hatten zusammen einen Ausflug unternommen und ihr war von Anbeginn an sein stilles, wortkarges, ja verlegenes Wesen aufgefallen. Die Falte stand auf seiner Stirn, die sie so sehr fürchtete, und die sie in letzter Zeit durch keine Zärtlichkeit, durch keine Liebe hatte verbannen können.

Etwas wie ein Druck hatte auf ihrer Seele gelegen, trotz der Frühlingspracht rings um sie her. So, als wenn sie geahnt hätte, daß etwas Furchtbares über sie hereinbrechen würde. Etwas, das ihr ganzes Leben von Grund auf ändern würde. —

Und dann hatte er es ihr gesagt. Wie Tropfen waren die Worte aus seinem Munde gekommen. Langsam. Fallend, zergehend und Wunden schaffend. Unter dem Ahornbaum hatten sie gestanden, einsam und allein im Walde.